

Nichts geschieht ohne Widerstand

Fortsetzung von Seite V1

» dieses neue, junge Geschlecht nicht so grenzenlos einsam ist in seiner Generation wie wir; damit es seine Kraft nicht zu erschöpfen braucht im Schutz gegen eine Umwelt von Dummköpfen, sondern seine Kraft nutzen kann für eine christliche Kultur.“ Er stellte sich sein Leben aber keineswegs als Idylle vor, wie Bölls jüngster und bester Biograf Christian Linder („Das Schwirren des heranfliegenden Pfeils“, Verlag Matthes & Seitz) scharfsinnig festgehalten hat. Böll verwendete vielmehr bewusst soldatische Begriffe für das, was ihm als Daseinsumriss vorschwebte: im äußersten Fall müsse man sich „Bereitstellen zum Gefecht“, mindestens jedoch „Einrichtung zur Verteidigung“ betreiben. Wer heute noch einmal Revue passieren lässt, wie Böll vom freien Schriftsteller zum oft anlassgetriebenen politischen Publizisten wurde, muss diesen und andere Briefe mit einbeziehen. Fast folgerichtig ist sein immer wieder hinausgezögerter und 1976 dann doch vollzogener Austritt aus der Kirche zu sehen, deren Grundideen er trotzdem bis zu seinem Tod verbunden bleibt.

Pointiert, episch, satirisch

Wer vor nunmehr 27 dicken Bänden steht, in denen Stück für Stück ein Schriftstellerleben, aber eben auch viel, spätesten seit den sechziger Jahren von ihm geforderte und nie verweigerte öffentliche Repräsentanz sich spiegelt, muss – nicht zuletzt angesichts der Fluten von Neuerscheinungen – fragen: Was davon hat Bestand, ein Vierteljahrhundert nach Heinrich Bölls Tod? Die Antwort mag verblüffen: Es ist das Allermeiste. Zunächst einmal wäre da der – schwieriges Wort – Klassiker Heinrich Böll, der Autor also des „Irischen Tagebuchs“ zum Beispiel und von „Gruppenbild mit Dame“, oder der Erfinder von „Dr. Murkes gesammeltes Schweigen“. Pointiert, episch und satirisch weiß sich dieser Böll der Wirklichkeit zu nähern, immer in dem Bewusstsein, das er in Stockholm nicht vergaß zu erwähnen, als man ihn 1972 mit dem Literaturnobelpreis auszeichnete: Nichts geschehe (in der Kunst, im Leben) ohne Widerstand. Dass man ihn deshalb freilich zum Gewissen der Nation stilisierte, dagegen verwahrte sich Böll entschieden. Das Gewissen der Nation, beschied er kurz und knapp (und wie oft vielleicht eine Spur zu freundlich), sei das Parlament, das Gesetzbuch und die Rechtsprechung.

Keine ideologische Volte

Selbst Bölls Pamphlete (aber sie am wenigsten) halten stand bei Durchsicht seiner Bücher: „Katharina Blum“, „Bild. Bonn. Boenisch.“, im weitesten Sinn auch „Fürsorgliche Belagerung“. Gerade, wer die bleierne Zeit der späten siebziger Jahre nicht erlebt hat, erschrickt womöglich besonders, wie holzschnittartig es in einer Republik zugegangen ist, die sich in puncto Demokratie bereits auf der sicheren Seite gewähnt hatte. Und Heinrich Böll? Ist, wie so oft, gleich im doppelten Sinn der Leidtragende, indem er zu erklären versucht, was ihm widerfährt: Ungerechtigkeit und Verachtung bis hin zur bloßen Niedertracht beantwortet er mit Würde, aber auch mit Wut. Seine ist eher leise.

Fast beängstigend ist Bölls Fleiß. Kein Anlass scheint ihm zu gering, um nicht wieder ein paar Gramm aufzuhäufen, mit der die Weltwaage vorübergehend in eine gerechtere Position zu bringen wäre: Aufsätze, Aufrufe und Artikel, im Übrigen zumeist in einem makellosen, melancholisch grundierten, gleichwohl kämpferischen und fantasievollen Deutsch. Nur eines findet man nicht: eine ideologische Volte. Seinem Humanismus bleibt er treu. Hingegen zerfällt ihm bezeichnenderweise die Form, wie in seinem posthum erschienenen Roman „Frauen vor Flusslandschaft“, wo sich alles in Dialoge auflöst, als verschwimme die Welt, gegen deren Auswüchse er sich so lange zur Wehr gesetzt hat, am Ende im Wörterstrom: schwer zu fassen.

Vom Krieg kommt Böll ein Leben lang nicht los, aber sein Blick geht eben nicht hauptsächlich zurück, sondern von da aus wie magnetisch nach vorn, und die Furcht, schreibt Heinrich Böll als kleines Vermächtnis ein paar Wochen vor seinem Tod an seine Enkelin Samay, sei auf diesem Weg in die Zukunft ein schlechter Ratgeber:

Alle sind bei dir/ Deine Mutter, Dein Vater/ und alle, die vor ihnen waren / keine Angst / wir kommen weit her / und müssen weit gehen . . .



Die Bilder der Malerin Karin Kneffel sind sinnlich und abstrakt zugleich. Foto: Ullstein

Von Hunden, Teppichen und Großwildtrophäen

Porträt
Karin Kneffel

Tierporträts Ihre Bilder faszinieren, weil sie virtuos Schönheit transportieren, zugleich aber gedanklich sehr reflektiert sind. Eine Begegnung mit der renommierten Malerin Karin Kneffel. *Von Eva Kirn-Frank*

In den letzten Jahrzehnten schien es manchmal, die Malerei falle von einer Krise in die andere. In der Abstraktion suchte man nach neuen, idealen Welten, auch isolierte man die Farbe gänzlich zu monochromen Flächen, oder entblößte andererseits die Konzept-Kunst von sinnlicher Anmutung. Mit den Fotorealisten schwang das Pendel zurück; sie wollten die schöne Oberfläche der Fotografie in die Malerei zurückholen; doch für eine spezifische Existenzberechtigung ist der gedankliche Hintergrund etwas schütter.

Karin Kneffels Malerei nun ist gerade darum faszinierend, weil sie virtuos Schönheit transportiert, zugleich aber gedanklich sehr reflektiert ist. Dabei erschließt sie sich visuell, ohne der Stütze durch kunstphilosophische Propaganda zu bedürfen. Es genügt, sich auf ihre feinlasierten Ölgemälde oder Aquarelle einzulassen. Dann sieht man mit Staunen, wie diese Malerei die Natur als Ressource für den menschlichen Schönheitssinn feiert. Zugleich aber macht sie uns bewusst, dass wir „nur“ das Schöne sehen, eine in Harmonie gebrachte Fülle von Farben und Formen.

Historisch konnte die Schönheit als Verbürgung des Übernatürlichen verehrt werden, das Landschaftsbild zur Zwiesprache der Seele einladen oder die gemalte Katastrophe entweder Abscheu transportieren oder das erhabene Gefühl moralischer Freiheit. Mit solchen Aufgaben wurde Kunst in den Dienst von seelischen oder sozialen Bedürfnissen gestellt, die nicht zu ihrer Wirklichkeit gehören. Kneffel hat in den 1990er Jahren bewusst traditionell „niedrige“ Genres wie Stillleben und Tierporträts gewählt. Gebannt stehen wir vor den glänzenden Kirschen, den durchscheinenden Johannisbeeren oder Trauben. Sie sind vollkommen, prall, mit glänzenden Lichtern auf der schimmernden Haut, und während wir überlegen, warum sie dennoch nicht zum Reinbeißen sind, ändert sich unser Blick. Die Naturgegenstände erscheinen jetzt als Korrespondenzen von Farben und Formen, als Abfolge und Ornament.

Vom Gebrauchswert eines Objekts gelangen wir zum Kunstwert eines Bildes, und dieses selbst leitet zum ästhetischen Zugang. Der Verweis auf den Unterschied von Abbild und Bild ist umso subtiler, als zunächst ja die Abbildlichkeit erfüllt wird. So ist Kneffels Malerei beides zugleich, sinnlich und abstrakt. Und thematisiert sowohl, was die Malerei vermag, als auch die Voraussetzungen, wie Menschen sehen.

Kneffels vielschichtige Werke sind begehrt - ob in Düsseldorf, München, New York oder Turin; bei ihrem Stuttgarter Galeristen Klaus Gerrit Friese soll die letzte Ausstellung schon verkauft gewesen sein, ehe sie offiziell eröffnet war. Sie wüsste gern, meint Karin Kneffel im Gespräch, wie die Galeristen wohl reagierten, wenn es mal nicht so gut laufe. Frieses Engagement freilich stehe außer Zweifel; er hat auch zur Tübinger Retrospektive Exponate und einen geistreichen Text beigetragen. Jedenfalls hängen ihre Bilder in bedeutenden Museen, und namhafte Malerkollegen sind unter den Sammlern. Es scheint, als habe Kneffel eine gute Anwartschaft auf den Velázquez-Titel, eine „Malerin der Maler“ zu werden. Bei ihr selbst hört sich das ganz einfach an: „Ich bin bloße Malerin.“

Die Malerin ist eine hochgewachsene, schöne Frau mit ausgeprägtem Profil, souverän, von lebhafter Ausstrahlung, gelassen, im Gespräch zugewandt und spontan. 1954 in Marl im Ruhrgebiet geboren, lehrt sie inzwischen als Professorin an der Münchner Akademie, und man spürt, wie zugetan sie den Studenten ist, auch wenn sie nur für zwei Tage pro Woche nach München kommt und ihr Atelier bei Mann und Sohn in Düsseldorf hat. Es gehe ihr vor allem darum, ihnen beim Ausbilden einer künstlerischen Haltung zu helfen. Dazu gehört, sich mit dem Schaffen anderer auseinanderzusetzen; aber vor allem das Finden der eigenen Subjektivität. Der Erfolgsdruck verführe dazu, sich zu früh festzulegen. Kneffel selbst kam erst nach Germanistik und Philosophie zum Kunststudium. Zwar hatte sie immer gemalt. „Aber ich wusste gar nicht, dass man das studieren kann. Mein Vater war Fußballspieler und meine Mutter Köchin.“ Und merkt dankbar an, ihre Eltern hätten sie immer bestärkt. Nun hat ja Bourdieu herausgefunden, ein Künstler brauche kulturelles Kapital aus dem Zentrum der Entwicklung, um zur Avantgarde vorstoßen zu können. Aber nach Kneffels Erfahrung sind bildungsbürgerliche Eltern den jungen Künstlern eher hinderlich. Sie infizierten sie mit ihren Ängsten, und manche getrauten sich erst spät, gar im Laufe einer Therapie, das zu machen, was sie wollten.

> „Ich suche beim Malen die eigene subjektive Empfindung außen vor zu lassen.“
>
> Karin Kneffel über Kunst und Wirklichkeit

Kneffel will keinesfalls philosophische Thesen illustrieren: programmatische Bilder „möchte ich nicht sehen müssen“. Jeder Bereich habe seine eigene Wirklichkeit. Der durch ihre Malerei erzeugte Zweifel meine etwas anderes. Wenn sie absichtliche „Verschiebungen“ einbaut, so entspringe das einer Gegenwartserfahrung: „Die Faktizität verwandelt sich in Schein.“ Sie zweifle durchaus nicht an der sinnlich gegebenen Wirklichkeit, doch sei sie zu trennen von der Wirklichkeit der Kunst. Sie selbst suche beim Malen „die eigene subjektive Empfindung außen vor zu lassen“, dann ändere sich durch die Distanzierung auch der Blick des Betrachters. Wenn sie auch wenig Menschen auf ihren Bildern darstellt („zu psychologisch“), ist „der Mensch in allem der Stoff meiner Bilder“.

Wenn Kneffel Bildräume erfindet, verschwimmen Wände und Böden in vibrierenden Spiegelungen, und durch die kühn überschnittenen Bildausschnitte fehlt den Räumen jede Begrenzung. Die Hunde, Großwildtrophäen und Teppiche, die das ironisch opulente Ambiente bevölkern, entsprechen einander in ihrer Ornamentik, doch verweisen auch inhaltliche Motive aufeinander und überziehen den Bildraum mit einem Netz von Korrespondenzen.

Absichtliche Brüche verdeutlichen die Freiheit, die innerhalb der Kunstwirklichkeit gilt. Der Betrachter kann womöglich so viele Rätsel finden wie in den oft beschriebenen „Meninas“ des Velázquez. Kneffel selbst hat für die Tübinger Schau eine eigene Bearbeitung des berühmten Bildes beigesteuert; darauf verschafft ein smileybemalter Handspiegel - Medium der Reflexion - Zugang zur Bildwirklichkeit. Ihr Kommentar zu dem Meisterwerk: „Es ist ein unglaublich selbstbewusstes Artistenbild, in dem der Künstler die Blicke dirigiert, die Fallen aufstellt. Ob das Bild ausgedeutet ist, ob es in Zukunft jemals ausgedeutet sein kann - ich möchte es im Sinne des Bildes bezweifeln. Wenn ich meinen Bildern eine ähnliche Unauslotbarkeit verleihen könnte, eine sinnliche Dimension des Immer-weiter-Denkens – das wäre es.“

RICHTERS MEISTERSCHÜLERIN

Tafelmalerei Karin Kneffel, geboren 1954, ist eine der interessantesten und renommiertesten Malerinnen der Gegenwart, die konsequent eine Erneuerung der Tafelmalerei vorantreibt. Sie studierte 1981–87 an der Düsseldorfer Akademie und war Meisterschülerin von Gerhard Richter, des derzeit weltweit gefeierten Malers.

Ausstellung In Tübingen gibt es derzeit eine erste Retrospektive ihres Werks seit 1990. *StZ*

Bloß nicht

Wohngemeinschaft Sich mit 30 noch mal ins WG-Leben zu stürzen – das hätte doch was. Aber manchmal ist es einfach besser, Spießer zu werden. *Von Christine Pander*

Wer die dreißig überschritten hat, beruflich zur Gattung Überlebenskünstler zählt und in Stuttgart dringend eine neue Bleibe sucht, hat nur drei Möglichkeiten: entweder er schlägt sein Lager bei den lieben Kollegen auf. Oder er bezieht das erstbeste, meist völlig überteuerte Wohnklo. Oder aber er besinnt sich, gefangen in der Nostalgie, auf die ach so schöne Zeit als Bewohner einer WG. Es soll ja viele Berufstätige um die 30 geben, die sich nach diesem Lebensgefühl sehnen. Also her mit dem Leben in der Kommune, dem monatlich kündbaren Mietvertrag, dem Ende allen Spießerdaseins!

Im Internet werden Suchende schnell fündig. Was auf den einschlägigen Plattformen allerdings verschwiegen wird: wer mit 30 noch in einer WG lebt, ist entweder a) frisch geschieden, b) alleine nicht überlebensfähig, c) krankhaft nostalgisch oder d) ein bisschen verrückt.

Daniel M. gehört in die Kategorie a) bis inklusive d). Der Maschinenbauer und Greenpeace-Aktivist ist 34, lebt nach dem Mondkalender, düngt seine verdorrten Pflanzen mit Räucherstäbchen und ist dabei, als Laienschauspieler „groß rauszukommen“. Wie er Mieter eines WG-Domizils in bester Lage geworden ist, bleibt ein Rätsel. Die Kurzversion: im WG-Kühlschrank lebt, was sich bald schon freiwillig in die Mülltonne stürzen wird. Im Dreck der Badewanne könnte man Kartoffeln züchten. Das Highlight aber sind die nikotingeschwängerten Zimmer, die er anbietet. Immerhin hat eine der Kammern einen Balkon. Und die bekommt, O-Ton Daniel M., „wer sich am besten hochschlafen kann“. Dieser realitätsferne Anbieter wird wohl für immer eine Ein-Personen-WG betreiben.

Wie bewegen sich Tulpen?

Die dumme Frage

Gelenkknoten Schon Charles Darwin hat es gewusst: Pflanzen sind eigentlich immer in Bewegung. *Von Michael Bienert*

Wie machen die Tulpen das bloß? An nasskalten Frühjahrstagen klappen sie ihre Blütenblätter gar nicht erst auf, doch sobald die Sonne heraus kommt, öffnen sie die Kelche weit für die heransummenden Bienchen. Abends wird der Selbstbedienungsladen geschlossen. So geht das einige Tage, bis die Blütenblätter welk herabhängen und abfallen. Auch bei Schnittblumen lässt sich das Öffnen und Schließen der Blüten beobachten, wenn man sie von einem warmen an einen kühlen Platz trägt. In seriösen botanischen Lehrbüchern wird dieses Phänomen darauf zurückgeführt, dass die Blütenblätter bei Wärme und Kälte an der Innen- und Außenseite unterschiedlich stark wachsen. Dadurch krümmen sie sich nach Außen oder Innen.

Restlos überzeugend ist die Wachstumstheorie für den Tulpenliebhaber jedoch nicht, weil die Blumen oft sehr schnell schon auf geringe Temperaturschwankungen reagieren. Der Fachbegriff für diese wärmebedingte Bewegung von Pflanzen heißt Thermonastie. Das Phänomen lässt sich auch anders erklären. Jedes Kind weiß, dass Pflanzen schlappmachen, wenn es ihnen zu heiß wird und der Wassernachschub durch die Wurzeln und Stiele stockt. Dann verdunsten zu viele Wassermoleküle aus der Pflanze und der Druck (Turgor) des Zellsafts auf die Zellwände sinkt. Die Zellwände sind verschieden geformt und unterschiedlich durchlässig für Wassermoleküle, daher können schon moderate Temperaturschwankungen zu Verformungen führen. Bei der Tulpe spricht einiges dafür, dass beide Prozesse ineinandergreifen: die Formänderung durch Wachstum und Turgorschwankungen. Andere Pflanzen besitzen Gelenkknoten, mit denen sie ihre Blätter hydraulisch bewegen können.

Bei den Fiederblättchen des Wiesenklees sind sie am Übergang zu den Blattstielen zu erkennen. Jeden Abend klappen die Pflänzchen ihre drei Blättchen zusammen, um den Wärmeverlust während der Nacht zu verringern. Bohnen verfügen über besonders ausgeprägte Knoten an beiden Enden der Blattstiele. Sie schwellen bei Tag und Nacht abwechselnd an, so dass die Blätter sich heben und senken.

Normalerweise arbeiten die sogenannten Motorzellen in den Gelenken eher langsam, aber es gibt auch Bewegungsartisten im Pflanzenreich. Die Mimose schafft es, auf einen Schüttelreiz binnen einer Sekunde ihre Blätter schlapp herabhängen zu lassen. Damit erschreckt sie fresslustige Tiere und spielt ihnen vor, sie sei schon vertrocknet, so dass den Feinden die Lust am Verspeisen vergeht.



Tulpen sind schlau: bei den Temperaturen der vergangenen Tage machen sie ihre Kelche gar nicht erst auf. Es kommt ja eh keine Biene vorbei. Foto: Archiv